

Rainer Leschke

Kritik als Theorieform. Von der Kritischen Theorie zur Cancel Culture

2023

<https://doi.org/10.25969/mediarep/19966>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Leschke, Rainer: Kritik als Theorieform. Von der Kritischen Theorie zur Cancel Culture. In: Andreas Beinsteiner, Nina Grünberger, Theo Hug u.a. (Hg.): *Ökologische Krisen und Ökologien der Kritik*. Innsbruck: Innsbruck University Press 2023, S. 125–147. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/19966>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

Kritik als Theorieform. Von der Kritischen Theorie zur Cancel Culture

Rainer Leschke

Zusammenfassung

Die Medienwissenschaften gehören zu den wenigen Disziplinen, an deren Beginn die Verachtung oder zumindest die Kritik ihres Gegenstandes stand. Die Beschäftigung mit den Medien gehorchte über weite Strecken einem deutlich kritischen Impuls, sie war motiviert im apokalyptischen Diskurs über einen durch Massenmedien verursachten kulturellen Niedergang und getragen von dem Versuch, diesen mit allen Mitteln zu verhindern. Wissenschaftlich alles Andere als überzeugend und getrieben von einem geradezu unerschütterlichen normativen Bewusstsein wurden unter dem Rubrum Ideologiekritik Verdammungsurteile quasi in Serie gefällt. Resultat waren Entlarvungsrituale, die mit enormer Zuverlässigkeit das Erwartbare bestätigten und so zu erstaunlich geringen Erkenntnissen führten. Die Cultural Studies setzten diesen Gestus mit gebremstem Schaum und ziemlich überschaubaren normativen Inventaren fort. Die notorische Echauffiertheit der Kritischen Theorie und der Cultural Studies wich nur allmählich einer vergleichsweise schnell vorübergehenden Phase einigermaßen rationaler Auseinandersetzung mit dem Objekt.

Der normative Impuls jedoch erwies sich als erstaunlich zäh und überlebensfähig: Die kategorische Kritik schlug um in einen kaum minder blinden Positivismus, der noch die simpelsten ästhetischen Kabalen medienindustrieller Produktionsformen zu feiern sich anschickte und zugleich sich jeglichen kritischen Reflex versagte. Die Heroisierung selbst der banalsten medialen Praxisformen passt nur zu gut zu solch gnadenlosem Positivismus. Dass dann dieser wiederum in eine ebenso blind laufende Kritik umschlagen konnte, verwundert schon weniger, gehört das Ganze doch zu jenen theoretischen Mechaniken, die die Medienwissenschaften in ihren Anfängen noch als Ideologieproduktion denunziert hatte. Die beschränkten normativen Inventare der Cultural Studies wurden mit einem normativen Verve und Rigorismus vorgetragen, der unüberhörbar deutlich machen sollte, dass es wirklich um etwas ginge, wie partiell und randständig die jeweiligen Phänomene, für die man die

Patronage übernahm, auch sein mochten. Angesichts einer solchen Fachgeschichte ist es dann ausgerechnet wieder Kritik, die Not tut – nun allerdings eine Kritik der eigenen Normativität.

1. Kritik als Theorieform

Die Medienwissenschaften gehören zu den wenigen Disziplinen, an deren Beginn die Verachtung oder zumindest die Kritik ihres Gegenstandes stand. Die Beschäftigung mit den Medien gehorchte über weite Strecken einem deutlich kritischen Impuls, sie war motiviert im apokalyptischen Diskurs über einen durch Massenmedien verursachten kulturellen Niedergang und getragen von dem Versuch, diesen mit allen Mitteln zu verhindern. Wissenschaftlich alles Andere als überzeugend und getrieben von einem geradezu unerschütterlichen normativen Bewusstsein wurden unter dem Rubrum Ideologiekritik Verdammungsurteile quasi in Serie gefällt. Resultat waren Entlarvungsrituale, die mit enormer Zuverlässigkeit das Erwartbare bestätigten und so zu erstaunlich geringen Erkenntnissen führten. Die Cultural Studies setzten diesen Gestus mit kaum weniger gebremstem Schaum vor dem Mund und ziemlich überschaubaren normativen Inventaren fort. Die notorische Echauffiertheit der Kritischen Theorie und der Cultural Studies wich nur allmählich einer vergleichsweise schnell vorübergehenden Phase einigermaßen rationaler Auseinandersetzung mit dem Objekt.

Der normative Impuls jedoch erwies sich als erstaunlich zäh und überlebensfähig: Die kategorische Kritik schlug um in einen kaum minder blinden Positivismus, der noch die simpelsten ästhetischen Kabalen medienindustrieller Produktionsformen zu feiern sich anschickte und zugleich sich jeglichen kritischen Reflex versagte. Die Heroisierung selbst der banalsten medialen Praxisformen passt nur zu gut zu solch gnadenlosem Positivismus. Dass dann dieser wiederum in eine ebenso blind laufende Kritik umschlagen konnte, verwundert schon weniger, gehört das Ganze doch zu jenen theoretischen Mechaniken, die die Medienwissenschaften in ihren Anfängen noch als Ideologieproduktion denunziert hatte. Die beschränkten normativen Inventare der Cultural Studies wurden mit einem normativen Verve und Rigorismus vorgetragen, der unüberhörbar deutlich machen sollte, dass es wirklich um etwas ginge, wie partiell und randständig die jeweiligen Phänomene, für die man die Patronage übernahm, auch sein mochten. Angesichts einer solchen Fachgeschichte ist es dann ausgerechnet wieder Kritik, die Not tut – nun allerdings eine Kritik der eigenen Normativität.

2. Die kritische Kritik¹

Kaum jemand wird der Kritischen Theorie eine gewisse Autorität in Bezug auf kritisches Denken absprechen wollen. Dabei gibt es durchaus eine Ambivalenz zwischen dem theoretischen Begriff der Kritik und jener Praxis der Kritik, die quasi als Abfallprodukt durch die Feuilletons und politischen Diskurse geisterte und die eine ebenso enorme wie eigenständige Wirksamkeit entfaltete. Dabei zeichnet sich der theoretische Begriff von Kritik zunächst einmal durch eine erstaunliche Harmlosigkeit aus: Kritik meint nämlich kaum etwas Anderes als eine peinlich genaue Überprüfung von Vermögen, Fähigkeiten und Zusammenhängen. Es geht also nur darum, auf dem eigentlichen Element des Denkens, der Reflexion, zu beharren und diesem zu seinem theoretischen Recht zu verhelfen.

„Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse: daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann, denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.“ (Kant 1781, S. 11)

Kant beginnt seine Kritik der reinen Vernunft mithin zugleich mit der Notwendigkeit wie mit dem Paradox der Kritik. Die konkrete Definition von Kritik lautet dann wie folgt:

„Ich verstehe aber hierunter nicht eine Kritik der Bücher und Systeme, sondern die des Vernunftvermögens überhaupt, in Ansehung aller Erkenntnisse, zu denen sie, unabhängig von aller Erfahrung, streben mag, mithin die Entscheidung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Metaphysik überhaupt und die Bestimmung so wohl der Quellen, als des Umfanges und der Grenzen derselben, alles aber aus Prinzipien.“ (Kant 1781, S. 13)

Auf Kants Kritik basiert letztlich zumindest dem Gestus nach die Kritische Theorie. Allerdings ist Kants Begriff der Kritik nicht moralisch. Er wird es erst, wenn er mit

1 „Also die Kritik *und* die Kritiker sind zuerst zwei ganz verschiedene, außereinander stehende und handelnde Subjekte. Der Kritiker ist ein andres Subjekt als die Kritik, und die Kritik ein andres Subjekt als der Kritiker. Diese personifizierte Kritik, die Kritik als Subjekt, ist ja eben die ‚kritische Kritik‘, gegen die die ‚Heilige Familie‘ auftrat. ‚Die Kritik und die Kritiker haben, solange sie sind, die Geschichte gelenkt und gemacht.‘“ (Marx & Engels 1969 [1845], S. 93; kursiv i. Org.)

der Aufklärung² und d.h. mit Politik zusammengerührt wird, was im Prinzip nicht ganz falsch ist, weil bekanntlich Kant das selbst unternommen hat:

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“ (Kant 1784, S. 481)

Moralische Kritik, vor allem, wenn sie sich in dieser Deutlichkeit unversöhnlich gibt, sorgt dafür, dass etwa Schiller, der von der theoretischen Kritik nicht allzu viel verstand, sich gegen den Rigoristen der Moral wenden zu müssen meinte, indem er eine ästhetisch motivierte Variante der Kritik des Moralismus lieferte.

Es gibt also, was häufig übersehen wird, bereits bei Kant einen dreifachen Kritik-Begriff: nämlich den von immanenter, epistemologischer und normativer Kritik. Und gerade diese triadische Struktur der Kritik wird von der Kritischen Theorie aufs Vehementeste bespielt. Wenn mit einigem Recht angenommen werden darf, dass die immanente Kritik Bestandteil jeglicher theoretischen Bemühung ist, dann können die immanente und epistemologische Herausforderung angesichts von Horkheimers „Die traditionelle und die kritische Theorie“ und Adornos (1966) „negativer Dialektik“ einigermmaßen fraglos als erfüllt angesehen werden.

Ganz anders sieht es hingegen mit der moralischen Kritik aus, die die Folie für den negativen Start³ der Medienwissenschaft bilden sollte. Denn die Medienwissenschaft startet vor diesem Hintergrund unter dem Rubrum von „Aufklärung als Massenbetrug“, wie der Untertitel des die Medien betreffenden Kapitels der „Dialektik der Aufklärung“ die Sache auf den Begriff zu bringen sucht. Von dieser konstitutiven kritischen Negativität sollten sich die Medien im Horizont der Frankfurter Schule nicht mehr erholen und diese Negativität bestand zunächst einmal darin, dass die Medien noch etwas Anderes reproduzierten als Kunst. Horkheimer und Adorno hatten eine Politik der geliehenen

2 „Der Aufklärer Kant, der die Gesellschaft aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit befreit sehen wollte, und der Autonomie, also Urteil nach eigener Einsicht im Gegensatz zur Heteronomie, zum Gehorsam gegen fremd Anbefohlenen lehrte, hat seine drei Hauptwerke Kritiken genannt.“ (Adorno 1969, S. 11)

3 Für den euphemistischen Aufschlag hat bekanntlich McLuhan gesorgt, was in Europa allerdings erst ab Mitte der 80er Jahre wahrgenommen werden sollte.

und damit nicht mehr zu begründenden Normen betrieben. Die Trennung von „Wert und Forschung“ (Horkheimer 1937a, S. 29), die Horkheimer als Ausdruck notwendiger Entfremdung philosophischer Terminologie interpretiert, markiert zugleich den Kern der Schwierigkeiten bei der Konstruktion einer kritischen Theorie:

„Wenn das Aufstellen von Theorien im traditionellen Sinn einen gegen andere wissenschaftliche und geistige Tätigkeiten abgegrenzten Beruf in der gegebenen Gesellschaft ausmacht und von historischen Zielsetzungen und Tendenzen, in die solches Geschäft verflochten ist, selbst gar nichts zu wissen braucht, folgt die kritische Theorie in der Bildung ihrer Kategorien und allen Phasen Ihres Fortgangs ganz bewußt dem Interesse an der vernünftigen Organisation der menschlichen Aktivität, das aufzuhellen und zu legitimieren ihr selbst auch aufgegeben ist. Denn es geht ihr nicht nur um Zwecke, wie sie durch die Lebensformen vorgezeichnet sind, sondern um die Menschen mit all ihren Möglichkeiten. Insofern bewahrt die kritische Theorie über das Erbe des deutschen Idealismus hinaus das der Philosophie schlechthin; sie ist nicht irgendeine Forschungshypothese, die im herrschenden Betrieb ihren Nutzen erweist, sondern ein unablässbares Moment der historischen Anstrengung, eine Welt zu schaffen, die den Bedürfnissen und Kräften der Menschen genügt.“ (Horkheimer 1937b, S. 58)

Die Kritische Theorie bezieht dabei ihr normatives Material aus den Inventaren der Aufklärung. Der Rückgriff auf einen solchen Fundus ist bequem und geschickt zugleich, denn der Aufwand einer normativen Grundlegung von Theoremen ist bekanntlich enorm und kann auf diesem Wege einigermaßen elegant umgangen werden. Zugleich werden normative Allianzen geschmiedet und eine Anschlussfähigkeit gesichert, die andernfalls durchaus fraglich gewesen wäre. Dabei hält die Melange von deutschem Idealismus und Marxscher Sozialphilosophie beinahe für jeden etwas vorrätig, sodass kaum einer, der einigermaßen guten Willens ist, sich den normativen Zumutungen zu entziehen vermag. Eigentlich ist es nur die enorme Erfassungsbreite des normativen Kalküls, die die Frankfurter Schule von den handelsüblichen, aber erheblich einseitiger interessierten Konstruktionen unterscheidet. Das epistemologische Problem, das man sich auf diesem Wege zwangsläufig einhandelt, wird durch die epistemologische Arbeit selbst dabei wenigstens einigermaßen in Waage gehalten und diese Balance wird sie grundlegend von den weiteren normativen Konstruktionen und Legitimationsversuchen von Kritik unterscheiden.

Dass vor dem Horizont einer solchen normativen Grundlegung die Medien, sofern sie sich populärer Unterhaltung und damit dem Kommerz verschrieben haben, kaum Gnade finden können, versteht sich von selbst. Die Differenz von Medien und Kunstsystem

wird dabei zugleich normativ kodiert und diese normative Kodierung sorgt dafür, dass die Funktionsweisen des Mediensystems nur begrenzt zum Gegenstand der Analyse werden können. Medien sind konstitutiver Teil eines Verblendungszusammenhangs, der für die Stabilität an sich und d.h. für normativ unhaltbare Zustände sorgt. Dabei ist es keineswegs falsch, dass das Mediensystem durch einen ‚affirmativen Charakter‘ gekennzeichnet ist, allerdings bleibt offen, ob dieser zwangsläufig einen entsprechend reaktionären Bias aufweisen muss. Medienanalyse auf einer solchen Basis betätigt sich als Hermeneutik des Grauens und der Unterdrückung und Exerziten auf diesem Felde gehörten zu den ritualisierten denunziatorischen Fingerübungen, die Adorno der Medienerziehung anempfahl. Gerade die Annahme, dass es sich um ein systematisches Problem des Mediensystems handelte, ließ diese rituellen Decouvrierungsübungen ebenso zuverlässig wie treffsicher werden. Die Ideologiekritik des Mediensystems hatte zwangsläufig immer Recht, solange sie sich nur nicht anheischig machte, erklären zu wollen, wie Massengesellschaften anders kulturell funktionieren können sollten. Die Indifferenz des Mediensystems gegenüber den polit-ökonomischen Organisationsformen von Sozialsystemen fällt auf die rituellen Praktiken der Kritik selbst zurück und lässt sie in einem bezeichnenden Sinne systematisch unwahr werden. In dem Moment, in dem Medien in die Infrastruktur von Sozialsystemen diffundieren, wird die normative Hermeneutik entweder zur Sozialkritik oder aber sie wird irrelevant, führt sie doch den Zeitstempel der Aufklärung nach wie vor mit sich.

Sobald sich aber die negative Dialektik des Mediensystems erst einmal erschöpft⁴ hat, gibt es wieder die Chance zur Positivierung des inkriminierten Objekts: Nämlich auf Grundlage einer an McLuhan geschulten affirmativen Verehrung des Mediensystems, die Kritik gar nicht erst zulässt. McLuhan kennt weder die schlecht gelaunte kritische Kritik der Frankfurter Schule, noch die moralisch verstärkte subversive Kritik des Mediensystems der Cultural Studies, die den populären Kulturen partout revolutionäres Potential ablauschen will. Zugleich fehlt ihr jegliches Bewusstsein eines Mangels epistemologischer Arbeit und d.h. von Kritik als Theorieform. Die zunehmende Moralisierung von Kritik, gleich ob sie affirmativer oder subversiver Natur sein soll, geht daher zugleich mit einer strukturellen Verkürzung von Kritik einher.

4 Die ritualisierte Denunziation des affirmativen Charakters des Mediensystems sorgt mit ihren ziemlich erwartbaren Erkenntnissen und einem notorischen Mangel an Überraschungen vergleichsweise schnell für einen nachhaltigen Rückgang des Interesses. So setzt die Positivierung des Mediensystems in der Medienwissenschaft bereits zu Beginn der 80er Jahre des 20. Jhs. ein.

3. Kritik als Ritual oder die heilige Dreifaltigkeit der Cultural Studies

Auch der gnadenlosen Positivierung des vormals Negativen gelingt es systematisch nicht, ohne einen normativen Impact auszukommen: Sie intensiviert und fokussiert vielmehr den normativen Impuls noch zusätzlich. Dennoch bleibt die normative Basis einigermaßen vertraut, denn entstanden ist auch sie im Weichbild der Frankfurter Schule. Nachdem das revolutionäre Subjekt spätestens in Faschismus, Monopolkapitalismus und Stalinismus abhanden gekommen ist, läuft der normative Auftrag der polit-ökonomischen Grundlegung des Sozialen quasi ins Leere. Es fehlt schlicht der Adressat. Trotz eines aus der Intensivierung sozialer Unterschiede sich normativ ableitenden Imperativs einer einigermaßen radikalen sozialen Veränderung erwies sich das Proletariat in nahezu allen Sozialsystemen faktisch als ein revolutionärer Totalausfall (vgl. Marcuse 1972, S. 12). Es decouvierte sich im Gegenteil als ebenso probate wie willige Stütze der jeweiligen Unterdrückungsmaschinerie. Insofern war das Proletariat in allen wesentlichen Hinsichten schlicht reaktionär. Dem normativen Gebot ist mithin der Adressat abhanden gekommen, d.h., die Revolution fiel aus.⁵ Die Produktivkräfte sprengten keineswegs das System, wie die Theorie es vorgedacht hatte, sondern die Verbindung von sozio-ökonomischer Bestechung und Produktivkraftsteigerung erzeugte eine erstaunlich stabile Trägerschaft für ein nach wie vor repressives System. Die soziale Verelendung⁶ fand trotz aller sozialen Unterschiede nicht statt und die Partizipation am Unterdrückungszusammenhang erwies sich meist als deutlich erfolversprechender als eine Revolte auf verlorenem Posten.

Die geradezu verzweifelte Suche nach einem revolutionären Subjekt führt Marcuse weg von den ökonomistisch beschränkten Konstrukten des traditionellen Marxismus:

5 „Hier [in der westlichen Welt; Anm. d. Verf.] gibt es keine neuere Revolution, die rückgängig gemacht werden müßte und es steht auch keine bevor.“ (Marcuse 1972, S. 8) „Zusammenfassend kann man sagen: der höchsten Stufe der kapitalistischen Entwicklung entspricht in den fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern ein Tiefstand revolutionären Potentials.“ (Marcuse 1972, S. 11)

6 Die Substitution der unmittelbar zwingenden Verelendung, die zu unmittelbaren revolutionären Konsequenzen führen sollte, durch eine „relative [...] Verelendung“ oder „kulturelle Verelendung“ (Marcuse 1972, S. 24) lässt deutlich werden, dass derartige Hilfskonstruktionen das Paradigma selbst letztlich nicht retten können, da ihnen die unmittelbare Nötigung und damit die Dynamik abgehen. „Von den drei Eigenschaften, die nach der Marxschen Theorie die Arbeiterklasse zum potentiellen revolutionären Subjekt machen (1. Sie allein kann den Produktionsprozeß zum Stillstand bringen; 2. bildet sie die Mehrheit der Bevölkerung und stellt 3. in ihrer ganzen Existenz die Negation des Bestehenden dar), trifft nur noch die erste Eigenschaft auf jenen Teil der amerikanischen Arbeiterklasse zu, [...]. Aber die Marxsche Konzeption schließt die *Einheit* jener drei Eigenschaften ein [...].“ (Marcuse 1972, S. 49 f.)

„Die Bekundung eines nicht an Konkurrenz orientierten Verhaltens, die Ablehnung grobschlächtiger ‚Virilität‘, das Entlarven der kapitalistischen Arbeitsproduktivität, die Bejahung der Sensibilität und Sinnlichkeit des Körpers, der ökologische Protest, die Verachtung des falschen Heldentums der Weltraumeroberungen und Kolonialkriege, die Emanzipationsbewegung der Frauen [...], die Ablehnung des anti-erotischen, puritanischen Kults steriler Schönheit und Gepflegtheit – all diese Tendenzen tragen zum Abbau des Leistungsprinzips bei.“ (Marcuse 1972, S. 41)

Damit sind zugleich die potentiellen Protagonisten einer gesellschaftlichen Veränderung angesprochen. Der Verlust des von Marxscher Theorie einst imaginierten großen revolutionären Subjekts verwies stattdessen an die Ränder des erstaunlich stabilen Systems, das seine theoretisch prognostizierte Implosion längst überlebt hatte: Eingesammelt werden nun quasi als Ersatz alle, die von Herrschaft ausgenommen, die nicht integriert und marginalisiert sind. Diese Marginalisierten, die nun für materialistische Konzepte aushelfen sollten, mussten bis dato weitgehend ohne theoretische Repräsentation auskommen und sie kommen auch bei Marcuse über den Status eines Surrogats nicht hinaus. Sie dienen dem Reparaturbetrieb für ein theoretisches Paradigma, dessen Beschreibungsleistung offenkundig erodiert ist.

Die normative Konstruktion, die mit einer Aufwertung des vormals Marginalisierten operiert, dient der Kompensation eines paradigmatischen Mangels: Moral wird damit zum theoretischen Reparatur-Kit. Damit aber ändert sich nicht nur der Gestus, sondern vor allem der Zusammenhang der beiden Modi der Kritik: Diente bei Kant der normative Impuls vor allem noch der Durchsetzung eines Paradigmas, wobei das Paradigma selbst weder infrage gestellt, noch von der Normativität affiziert war, so hatte die Frankfurter Schule die kantische Trias von immanenter Kritik, epistemologischer Arbeit und normativem Anspruch nicht nur beibehalten, sondern sie avancierte zum konstitutiven Teil des Konzepts, das aufgrund der Verschränkung von Normativität und Epistemologie sich damit teilweise von seiner Beschreibungsleistung verabschiedete. In diesem Abschied von der Erklärungsleistung des sozialphilosophischen Paradigmas, die mit einem gegriffenen, vordringlich normativ konstruierten Objekt operiert, statt „*im Ausgang von diesen tatsächlichen Bedingungen*“ (Eco 1964, S. 18; kursiv i. Org.) ihre Paradigmen zu entwickeln, eröffnet sich zugleich der Raum für eine Trennung von epistemologischer und theoretischer Arbeit, die einigermaßen fatal enden sollte. Die Möglichkeit des Rückzugs auf eine reine Normativität gehört mithin zu den problematischen Erblasten der Frankfurter Schule, an die die Cultural Studies andocken sollten.

„Nicht Theorie als der Wille zum Wissen, sondern Theorie als eine Reihe umkämpfter, lokalisierter, konjunktureller Wissens-elemente, die in einer

dialogischen Weise debattiert werden müssen. Aber auch als eine Praxis, die immer über ihre Intervention in einer Welt nachdenkt, in der sie etwas verändern, etwas bewirken könnte.“ (Hall 2000, S. 50 f)

Indem Hall das theoretische Terrain zum Kampfgebiet erklärt, substituiert er die argumentative Auseinandersetzung durch eine normative. Es genügt dann, die richtigen normativen Standards zu teilen, um auch theoretisch Recht zu haben. Der Vorzug einer derartigen normativen Übercodierung liegt darin, dass die Ergebnisse immer schon feststehen, wenn sie nur normativ ‚korrekt‘ sein wollen. Das Erstaunliche bei dieser normativen Wende ist, dass sie noch nicht einmal das normative Inventar selbst stellt, sondern dies wird von Marcuse und seinen als marginalisiert identifizierten revolutionären Rändern der Sozialsysteme bezogen. Die Cultural Studies haben ihre epistemologische Grundlegung gleichsam outgesourct, sodass sich die Leistung ihres Ansatzes auf eine normativ vorcodierte Hermeneutik populärer Medienprodukte reduziert. Zugleich bleiben die Cultural Studies normativ deutlich konservativer als etwa Marcuses einigermaßen desillusionierte Analyse der amerikanischen Arbeiterklasse: Die Kritik der Frankfurter Schule an der Massenkultur muss von daher wenn schon nicht systematisch, dann zumindest empirisch umgewertet werden.

„Dennoch hat das ursprüngliche Programm der Kritischen Theorie schwerwiegende Mängel, die eine radikale Rekonstruktion des klassischen Modells der Kulturindustrie erforderlich machen. Diese müßte eine konkretere und (sic!) empirisch ausgerichtete Analyse der politischen Ökonomie der Medien und des Prozesses der Kulturproduktion sowie eine umfassende empirische und historische Erforschung der Konstruktionen der Medienindustrie und ihrer Wechselwirkung mit anderen sozialen Institutionen umfassen.“ (Kellner 1995, S. 345)

Die heilige Dreifaltigkeit von Gender, Race und Class gibt den Takt vor, was heißt, dass sie in jedem Fall wiedergefunden werden muss. Die Cultural Studies begeben sich also auf die Suche nach dem subversiven Potential der Kulturindustrie und ihrer Akteure. Die banale Tatsache, dass es, nimmt man Marcuses Analyse wenigstens einigermaßen ernst, sich schlicht um eine kontrafaktische Normativität handelt, wird dabei nach Kräften ignoriert. Wenn allerdings diese konstruktionsbedingte Diskrepanz zwischen normativem Anspruch und empirischem Befund nicht als Indikator für ein Scheitern des eigenen normativen Projektes gewertet wird, dann formiert es selbst das Telos der wissenschaftlichen Arbeit: Die ritualisierte Medienkritik der Frankfurter Schule, die in noch jedem Produkt der Kulturindustrie den Verhängniszusammenhang der kapitalistischen Totalität aufblitzen sah, wird substituiert durch die kaum minder ritualisierte

Affirmation des normativen Inventars von Gender, Race und Class.⁷ Die normative Rolle rückwärts in Richtung einer Orthodoxie, die die Kritische Theorie längst aufgrund leidvoller Erfahrung verabschieden musste, basiert allein auf einem kontrafaktischen normativen Imperativ: Das Unterdrückte kann nicht anders denn gut sein. Insofern ist der Anschluss der Cultural Studies an die Kritische Theorie einigermaßen paradox: Sie übernehmen die theoretische Grundlegung und verabschieden sich damit aus der epistemologischen Diskussion, sie übernehmen die von Marcuse identifizierten Surrogate für ein revolutionäres Subjekt, bleiben dennoch einigermaßen sentimental dem traditionellen revolutionären Subjekt verpflichtet. Was auf diesem Wege verloren geht, ist jedoch eine epistemologische Grundlegung der Argumentation. Ersetzt wird das durch eine normativ aufgeladene Dogmatik.

Wenn im Übergang von der Frankfurter Schule zu den Cultural Studies die theoretische Arbeit durch schlichte moralische Auffassungen substituiert werden, dann stellt sich die Frage, wie die Zirkulationsfähigkeit einer solchen weitgehend theorieleeren Vorgehensweise im Wissenschaftsapparat überhaupt aufrechterhalten werden konnte.

Nun sind ideologisch überdeterminierte Hermeneutiken im Wissenschaftssystem weniger ungewöhnlich, als es das Selbstbild von Wissenschaft vielleicht nahelegen mag. So haben bislang noch alle ideologischen Fundamentalismen religiöser oder politischer Provenienz solche Hermeneutiken provoziert und es gelang ihnen auch stets, diese für eine gewisse Zeit im Wissenschaftssystem zirkulieren zu lassen, allerdings war ihre Verweildauer immer an die soziale Geltung des jeweiligen ideologischen Konzepts gekoppelt.

Zunächst einmal geht es den Cultural Studies um die Positivierung des nicht zuletzt von der Frankfurter Schule Inkriminierten, also eine Umwertung jener Werte einer ästhetischen Tradition, die von der Kritischen Theorie einigermaßen in Ruhe gelassen worden waren: Dem Konsum massenmedialer Produkte wird dann subversives Potential abgerungen und den couch potatoes so etwas wie Souveränität und Aktivität nachgesagt. Hall, Morley und Fiske können sich insofern deutlich schlechter von den Illusionen über das revolutionäre Potential der Arbeiterklasse trennen als etwa noch Marcuse. Der normative Imperativ, der dem Ganzen unterlegt wird, besteht darin, dass der Unterdrückte und das Opfer in jedem Fall normativ gut sein müssen. Auf diesem Wege wird dann – gelegentlich ziemlich bemüht – Material zur Rettung einer sozio-politischen Norm herbeigeschafft und damit ein Imago aufrechterhalten, für das sich ansonsten nur schwer noch Indizien finden lassen. Die Strategie kontrafaktischer normativer Unter-

7 Die Idee, dass einem solchen normativen Ersatzprojekt eine ähnliche Enttäuschung folgen könnte wie dem ersten revolutionären Subjekt, das sich als strukturkonservativ und reaktionär erwiesen hat, scheint bei den Cultural Studies noch nicht einmal dem Ansatz nach auf, wiewohl genau dieselbe Ernüchterung geradezu vorprogrammiert ist.

stellungen verfügt dabei über eine gewisse Tradition, ist sie doch in so ziemlich allen binär operierenden, normativ determinierten sozio-kulturellen Konzepten zu finden, die durch eine systematische Hermetik gekennzeichnet sind. Dabei ist das Riskante an solchen Konzepten gerade jene prinzipielle normative Unterstellung, der dann die Analyse zu folgen hat. Diese grundlegende Präsupposition wird dabei regelmäßig nicht zum Gegenstand der Überlegungen, sondern sie wird zumeist mit einer gehörigen Portion Pathos einfach deklariert oder, wie es sich für einen Imperativ gehört, schlicht gefordert. Damit entzieht sie sich auch der wissenschaftlichen Überprüfung. Die Identifizierung der normativen Passung wird so zum Kern der Operationen: Die Analyse des Materials fällt demgemäß zurück.

„Diese Betrachtungsweise führt dazu, daß alle kulturellen Erfahrungen einander schlichtweg gleichgesetzt werden. Die populistische Annahme lautet, daß der Wert aller populärkulturellen Güter und Dienstleistungen gleich ist (...) und alle ihre eigenen Widerstandsformen haben.“ (Frith 1991, S. 196 f.)

Bei der Annahme einer prinzipiellen Gleichwertigkeit aller kulturellen Handlungen handelt es sich um eine der Präsuppositionen, die ein normatives Vorurteil installieren, das dann die potentiellen Resultate möglicher Analysen weitestgehend präjudiziert. Das Schicksal derartiger normativer Präsuppositionen besteht wesentlich darin, dass es sich durchweg um erwünschte Zustände handelt, für die die Realität bestenfalls noch Indizien bereithält. Die Analyse muss sich auf derartige Indizien fokussieren, was zwangsläufig auch der Empirie Grenzen setzt. Der Kontakt mit dem Gegenstand muss sich naturgemäß auf homöopathische Dosen beschränken.

Darüber hinaus verweist die Präsupposition der prinzipiellen Gleichwertigkeit aller kulturellen Manifestationen auf ein grundlegend ahistorisches Denken: Denn die Idee, wonach Theorien und ihre Objekte einen Zeitstempel⁸ tragen, der die Grundlage einer historischen Epistemologie darstellt, verhält sich natürlich antagonistisch zur Präsupposition der schrankenlosen Gleichwertigkeit, wodurch epistemologische Dynamiken ihr Momentum verlieren und die Einsicht in solche historischen Entwicklungen prinzipiell verwehrt bleibt.

Normative Hermeneutiken leben von der Vehemenz ihrer normativen Behauptung, also ihrem gesetzten Imperativ, und hier ist prinzipiell jede Annahme denkbar. Der herme-

8 Was die Postkolonial Studies mit Verve zu ignorieren suchen, ist der Zeitindex von Theorie: Es gibt eine Kritik der Aufklärung, es gibt eine Kritik der Moderne, aber eben keinen Feudalismus und keine Vormoderne, welche Marx noch recht präsent waren und daher auch theoriekonstitutiv wirkten.

neutische Akt selbst ist aber weder innovativ, noch fällt er auch nur der Form nach überraschend aus: Alles bleibt dem normativen Vorurteil, also der Setzung, überlassen und der Vollzug selbst stellt im Wesentlichen hermeneutische Routine dar, nämlich als formale Regel normativ geleiteter Interpretationen. Dass diese die Zugehörigkeit zu einem geisteswissenschaftlichen Wissensmodus quasi in ihrer Konstruktion mitführen, ist bekannt. Neben den normativen Hermeneutiken, deren Verbleib im Wissenschaftssystem selbst zunächst einmal politisch gesichert werden muss, setzen die Cultural Studies auf die Empirie. Sofern auf diesem Wege die Daten für die normativen Vorurteile nachgeliefert werden, ist der Verbleib im Wissenschaftssystem also einigermaßen gesichert. Allerdings emergieren zugleich auch Empirien zweiter Wahl, die keine Repräsentativität ihrer Aussagen geltend machen können, und das funktioniert nur, sofern sie auch über einen entsprechenden normativen Begleitschutz verfügen. Derartige Deskriptionen und Untersuchungen von Einzelfällen, die eigentlich ausschließlich für heuristische Bemühungen angedacht waren, erfahren dann eine ziemlich ungeschützte Verallgemeinerung. Dabei ist die normative Botmäßigkeit stets das Ausschlaggebende bei der Beurteilung und Einordnung und zugleich Voraussetzung der angeschlossenen Generalismen. Ein derartiges Verfahren führt zu einer Verschiebung der wissenschaftlichen Urteilskraft, denn die Verallgemeinerung ist selbst nicht mehr Gegenstand der kritischen Vernunft. Systematisch wächst durch die Intrusion normativer Momente der Konformitätsdruck auf wissenschaftliche Aussagen. Dabei betrifft die normative Konformität nahezu ausschließlich die Inhalte und nicht die Paradigmen. Paradigmatische Selbststeuerungslogiken im Wissenschaftssystem sind einigermaßen bekannt und es ist klar, dass es ihnen im geisteswissenschaftlichen und bedingt auch im sozialwissenschaftlichen Bereich systematisch an einer szientistischen Rigidität gebricht und eine Koexistenz differierender Paradigmen gang und gäbe ist. Dieser paradigmatische Liberalismus wird jedoch durch einen paradigmatischen und substantiellen Konformismus abgelöst, wodurch es zu einer Auseinandersetzung differierender Konzepte und Positionen gar nicht erst kommen kann, denn bei normativen Urteilen handelt es sich immer zugleich um Ausschließungsoperationen. Dass eine solche binärlogische normative Unterwerfung nur funktioniert, wenn man die paradigmatischen und epistemologischen Ansprüche entsprechend herunterschraubt, liegt in der Logik der Sache. Auch wissenschaftshistorisch lässt sich zuverlässig festhalten, dass Zeiten mit vergleichsweise hohem normativen Druck kaum günstige Rahmenbedingungen für wissenschaftliche Dynamiken gewesen sind. Wenn aber das Wissenschaftssystem ein auf Originalität und Innovation gestelltes System ist, dann verhalten sich normative Interjektionen zwangsläufig hemmend und beschränkend.

Zugleich fungieren Normen als kompensatorische Maßnahmen gegen paradigmatische Ansprüche und Obligationen. Man hat es mithin mit einem Entlastungskonzept von epistemologischer Grundlegung zu tun, das zu diesem Zweck die epistemologische Ent-

wicklung stillstellt. Derartige Entwicklungen lassen sich ansonsten nur bei gealterten Paradigmen feststellen, sodass wenigstens die Hoffnung bleibt, dass man es in den Geisteswissenschaften nur mit einer synchronen Alterung der vorhandenen Paradigmen zu tun habe und so etwas wie ein kollektiver Paradigmenwechsel anstehe. Damit wäre das Eindringen normativer Ansprüche ins Wissenschaftssystem ein Indikator für einen Bedarf an epistemologischer Dynamik, nicht aber die Dynamik selbst.

4. Marodierende Moralisten

Die normativen Hermeneutiken der Cultural Studies haben das Terrain für eine Freisetzung normativer Ansprüche ohne jegliche epistemologische Kontrolle bereitet. Dabei hat sich der Postkolonialismus zu einem der zentralen Akteure dieser moralischen Normierung des gesellschaftlichen Diskurses gemausert.

Durch die Moralisierung des wissenschaftlichen Feldes, die im Übrigen nur in den Kultur- und Sozialwissenschaften überhaupt Anklang zu finden scheinen,⁹ werden die Effekte moralisierender Kritik nun auch auf diesem Terrain salonfähig, die bis dahin einigermmaßen vermieden werden konnten. So werden etwa Person und Argument gleichgesetzt, was – nach der Logik des moralischen Diskurses – beim negativen Ausschluss eines Arguments zugleich die Person zum Abschuss freigibt. Die dem normativen Urteil inhärente Logik der abstrakten Negation schreitet dann konsequent von der Negation eines Arguments fort zum Ausschluss der Person und befeuert eine Cancel Culture, die sich bislang noch an Statuen austobt. Dass damit eine der zentralen Grundlagen wissenschaftlicher Kritik erodiert, kümmert die normativ beseelten Akteure und wissenschaftlichen Amateure wenig: Sie folgen der Logik der Denunziation und einer normativen Urteilskraft, wie sie regelmäßig gegen Häretiker gleich welchen Typs vorgebracht wird. Epistemologisch wird das Ganze mit einem charakteristischen U-Turn abgestützt: Die eifrige Kritik an Aufklärung und Moderne¹⁰ dispensiert zugleich von jenem szientifischen Rest, über den die Cultural Studies wenigstens in Teilen noch verfügten, sofern sie sich nicht auf normative Hermeneutiken reduzierten. Für das rein moralische Agieren sind die szientifischen Obligationen ohnehin hinderlich. Das erklärt dann die charakteristische Ignoranz jenen politischen und epistemologischen Strukturelementen

9 Eine dekolonialisierte Naturwissenschaft scheint genauso wenig Sinn zu machen wie eine ‚deutsche‘ Physik.

10 Die Postkolonial Studies operieren mit charakteristisch begrenzten historischen Horizonten, d. h., der Verhängniszusammenhang beginnt allererst mit Aufklärung und Moderne. Das vergleichsweise geringe Wissen um den europäischen Feudalismus schließt unangenehme Vergleiche aus, die die normativen Präsuppositionen erheblich ramponieren könnten.

gegenüber, von denen sich die Aufklärung absetzte, was dazu führt, dass der reflektierte Blick etwa auf die historische Funktion von Kapitalismus und bürgerlicher Gesellschaft, über den deren schärfster Kritiker Marx noch wie selbstverständlich verfügte, schlicht verloren ging. Die moralisierende Emphase tendiert zum totalitären Gedanken, der dem notorischen Dialektiker Marx erst vom Stalinismus mühsam beigebracht werden sollte. Dass Orte jenseits der Aufklärung prekär sind und zumeist autoritär oder totalitär ausfallen, gerät zwangsläufig unter die Räder der moralischen Entrüstungsrituale. Den moralisierenden Amateuren mangelt es genau an jener Totalitarismuskritik, die noch die Kritische Theorie motivierte, was zugleich erklärt, warum sie so erschreckend simpel ausfallen können. Normativ regulierte Hermeneutiken treten mit dem Versprechen auf, die Erklärung aufgrund ihrer charakteristisch limitierten Sinninventare stets einfach zu machen, was dazu führt, dass sie sich in der Regel vorzugsweise wissenschaftlichen Amateuren andienen. Dass dabei Kritik zwangsläufig in moralischen Furor mündet, verdankt sich der charakteristischen epistemologischen Verknappung, die zu den Kollateralschäden der Verabschiedung der Aufklärung gehört.

Wie alle partikularistischen Positionen in moralisierenden ideologischen Diskursen, die die eigene Normativität zu universalisieren trachten, kennt der postkoloniale Impetus genau zwei mögliche Positionen: nämlich die der Betroffenheitseliten und die der parasitären Moralisten. Beide sind durch ihr Verhältnis zum Opferkapital¹¹ gekennzeichnet: Die Betroffenheitseliten versuchen ein genealogisches Repräsentationsverhältnis zu Opfergruppen nachzuweisen. Das erklärt dann auch die für wissenschaftliche Diskurse außergewöhnliche Bedeutung der biographischen Ableitung.¹² Eine derartige Kopplung von Person und Argument war allenfalls für die autoritativen Diskurse der Vormoderne denkbar. Insofern erscheint ihre moralisch aufgeladene Wiederkehr alles Andere als zufällig. Glückt die biographische Ableitung¹³ und versorgt sie im Idealfall ihren Protagonisten mit der entsprechenden Dosis Heroismus¹⁴ und dem Ethos des Widerstands (Hall

11 Diese wird durch die historische Akkumulation von Leid bei spezifischen sozialen Gruppen gebildet und es wird realisiert dadurch, dass Repräsentationsverhältnisse angenommen werden, die das Opferkapital dann auf bestimmte Akteure transferieren.

12 So starten nahezu alle Darstellungen des Postkolonialismus mit den Biographien der für wichtig erachteten Matadore. Das Heldennarrativ dient dann als Ausweis der Legitimität der Repräsentation und substituiert eine ansonsten erforderliche wissenschaftliche Begründung des Geltungsanspruchs des jeweiligen Arguments. Der biographische Diskurs fungiert durchweg als Begründung des theoretischen Zugriffs (Hall 1985, 56 ff.; Hall 1996, 8 ff.).

13 Theoriearbeit fungiert in derartigen Kontexten als Verarbeitung persönlicher oder empathisch geteilter oder imaginiertes Erfahrung, sie operiert mit Opferethos als normativem Kapital und wacht eifersüchtig über eben dieses Kapital.

14 „Ich komme zurück auf den tödlichen Ernst intellektueller Arbeit. Es ist eine todernste Angelegenheit. Ich komme zurück auf den entscheidenden Unterschied zwischen akademischer und intellektueller Arbeit; sie überlappen sich, sie bauen aufeinander auf, sie speisen sich voneinander, die eine gibt

2000, 49), dann ist nicht nur die Repräsentation augenscheinlich unter Beweis gestellt, sondern man kann sich praktischerweise eine wissenschaftliche Begründung des Geltungsanspruchs des eigenen Arguments schenken. Die richtige Biographie substituiert damit die mühselige und im betreffenden Fall wenig aussichtsreiche epistemologische Arbeit, handelt es sich doch um die Legitimation von Partikularinteressen, was in prinzipiell universalistisch verfassten Umgebungen grundsätzlich problematisch ist. Dabei muss insbesondere vergessen gemacht werden, dass die Rekonstruktion einer Repräsentationslogik vor allem deshalb erforderlich ist, weil man es mit Opfern bestenfalls zweiten Grades zu tun hat und man dem Harvard-Professor den Opfer-Status nicht mehr unbedingt ansieht. Das Opferkapital lässt sich mittels entsprechender genealogischer Repräsentationslogiken in akademisches Kapital transferieren.

Dabei verdoppeln die Betroffeneneliten die Opferposition: Neben der privilegierten Repräsentation des Opfers ‚opfern‘ sie sich selbst durch die Repräsentation für das Opfer, also durch ein Tun für andere, indem sie etwa den herrschenden Paradigmen des jeweiligen Faches entsagen. Dass es sich bei diesem ‚heroischen‘ Opfer um eine schlichte Strategie akademischer Differenzproduktion und eine Strategie des Selbstmarketings handelt, wird dabei nicht realisiert. Im Übrigen gelingt eine solche Strategie der Differenzproduktion ohnehin nur in sozial- und geisteswissenschaftlichen Kontexten.

Betroffenheitsinduzierte Theoriebildung funktioniert zwangsläufig als Strategie normativ regulierter Kettenbildung,¹⁵ d.h., der Opferposition werden charakteristische Werte zugeschrieben, die dann als Binäroptionen gehandhabt werden und das theoretische Feld umreißen sowie den Feind bestimmen. Die Binäroptionen selbst sind sakrosankt und werden quasi durch das Opfer nobilitiert. Damit sind sie zugleich gegen Kritik immunisiert: Kritisieren hieße, das Opfer zu bestreiten oder zu relativieren, in der Opferlogik ein klares No-Go. Normative Kritik denkt nicht nur unverschämt in eigener Sache, sie schließt vor allem jede Kritik daran aus. Sie verweigert sich argumentativer Negation, indem sie sie systematisch in ein normatives Off katapultiert, das sich normativ gegen Kritik zu immunisieren sucht. Bei der Zusammenstellung ihrer Ketten an

einem die Mittel, die andere zu tun. Aber sie sind nicht das Gleiche. Ich komme zurück auf die Schwierigkeit, eine genuin kulturelle und politische Praxis zu institutionalisieren, die das Ziel hat, eine organische, intellektuelle politische Arbeit zu ermöglichen, die nicht versucht, sich in die übergreifende Metaerzählung kanonisierten Wissens innerhalb der Institutionen einzuschreiben. Nicht Theorie als der Wille zum Wissen, sondern Theorie als eine Reihe umkämpfter, lokalisierter, konjunktureller Wissens Elemente, die in einer dialogischen Weise debattiert werden müssen. Aber auch als eine Praxis, die immer über ihre Interventionen in einer Welt nachdenkt, in der sie etwas verändern, etwas bewirken könnte.“ (Hall 2000, 50f.)

15 Hier lassen sich signifikante Ähnlichkeiten zu Konzepten der Medienontologie etwa bei McLuhan beobachten, was bedeutet, dass das epistemologische Niveau der Argumentation denkbar flach ausfällt.

Binäroptionen gehen sie augenfällig hoch eklektizistisch¹⁶ vor und das wird möglich, weil sie durch kein wie auch immer gedachtes Paradigma¹⁷ gebunden sind, denn die normative Basisunterscheidung hat dessen Funktion übernommen. Der Ausschluss von Kritik generiert die Hermetik¹⁸ der jeweiligen Ansätze: es handelt sich insofern um epistemologische Insellösungen.

Noch problematischer als bei den Betroffeneneliten fällt die Beweisführung einer Geltung von Repräsentationslogiken bei den parasitären Moralisten aus: Die Biographie als Ressource zur Verschaffung von Opferkapital fällt in diesen Fällen ja grundsätzlich aus. Von daher muss sie durch besondere normative Vehemenz und äußerst geringe Toleranz gegenüber anderen Normenkonzepten substituiert und stets aufs Neue unter Beweis gestellt werden: Die Intensität des normativen Rigorismus erhöht sich durch diesen Legitimationsdruck systematisch. Die selbst nicht Betroffenen müssen sich daher ähnlich wie Konvertiten durch eine forcierte Intoleranz und entsprechende Aggressivität auszeichnen. Diese charakteristische Unversöhnlichkeit schränkt zugleich die gedankliche Flexibilität ein, ähnlich wie man es ansonsten von populistischen und religiösen Kontexten her kennt: Kritik schlägt unter solchen Bedingungen zwangsläufig in moralischen Furor um. Und für diesen gilt nach Sloterdijks „zivilisationsdynamische(m) Hauptsatz“ (Sloterdijk 2015, 87) das Folgende:

„Es wird ständig mehr empörungsbereite moralische Sensibilität herangezogen, als sich durch den Hinweis auf ständigen Strukturwandel der Mißstände beruhigen läßt.“ (Sloterdijk 2015, 89)

Der parasitäre Moralismus lädt die Mechaniken des Opferkapitals zusätzlich mit einer forcierten Schuldlogik auf: Alle, die zu abweichenden Urteilen und Positionen gelangen, werden mit dem Verdacht der Mitschuld überzogen, was unter impliziter Reaktivierung des Konzepts der Erbsünde mit der nötigen historischen Haltbarkeit versorgt wird. Die charakteristische Entkopplung von Schuld und Täterschaft verstärkt die Wirksamkeit des Schuldmotivs und weitet deren Erfassungsradius signifikant aus. Dabei ist das gleich mitgelieferte Erlösungskonzept einfach: Die Freisprechung erfolgt nach nor-

16 Es handelt sich dabei vornehmlich um einen theoretischen Eklektizismus, der insbesondere über charakteristische historische Ausblendungen verfügt. Dies gilt nicht zuletzt für historische Ausblendungen.

17 Das ermöglicht wildeste Theoriekonglomerate von Marx, Lukács, Gramsci und diverse Spielarten der Psychoanalyse bis zum Poststrukturalismus reicht, die von der Frage nach einer Kohärenz grundsätzlich dispensiert sind, da die Kopplung über eine Strukturhomologie normativer Oppositionen erzeugt wird, die argumentativ nicht erst begründet werden muss.

18 Diese Muster weisen frappierende Ähnlichkeit zu Fankulturen auf, die bekanntlich ein schlechter Ratgeber für einigermaßen zuverlässige Analysen sind.

mativer Unterwerfung automatisch. Ein entsprechendes Bekenntnis sorgt für die erforderliche Befreiung von der unterstellten Erbsünde, ohne die richtige Konfession ist die Lage jedoch aussichtslos. Der Einzug derartiger normativer Logiken ins Wissenschaftssystem ist durchaus in der Lage, die paradigmatischen Dynamiken durcheinanderzuwirbeln, weil damit die Rahmenbedingungen des Systems geändert werden. Das, was das Wissenschaftssystem seit der Moderne ausdrücklich zu verhindern suchte, nämlich die vormoderne Bindung von wissenschaftlichen Aussagen an ein vorgängiges Terrain normativer Geltung wird augenscheinlich zu reaktivieren versucht. Insofern kommen drei Momente im parasitären Moralismus zusammen: die normengeleitete Beschränkung des Terrains wissenschaftlicher Analyse, die Exklusion unerwünschter Resultate mittels eines Konzepts der Zuschreibung von Schuld und die Substitution von wissenschaftlicher Richtigkeit durch normative Geltung. Wenn dann der parasitäre Moralismus noch mittels der Schuldunterstellung,¹⁹ die für alle abweichenden Positionen vorgehalten wird, für den nötigen normativen Druck sorgt, dann ist nahezu jegliche paradigmatische Exklusion normativ gerechtfertigt.

Und genau hier liegt der Ursprung der Cancel Culture. Die parasitäre Normativität von „enthusiastische(n) Radikale(n)“ (Spivak in: do Mar Castro Varela; Dhawan 2020, S. 188) und Aktivisten substituiert Argumentation durch moralische Urteile zweifelhafter Güte aber unzweifelhafter Rigidität. Das konstitutive Problem des parasitären Moralismus, dass es sich stets um einen Moralismus zweiter Hand handelt, muss dann durch zusätzliche moralische Aufladung und eine parasitäre Epistemologie, die für die nötige Entlastung sorgt, kompensiert werden. Die parasitäre Epistemologie funktioniert dabei im Anschluss an den Poststrukturalismus im Wesentlichen über die Herabsetzung von Kompatibilitäts- und Konsistenzforderungen und die Tilgung des Zeitindex von Theorieangeboten.

Die charakteristische epistemologische Schwäche moralischer Theoriebildung und deren Kompensation durch moralisches Kapital, vorzugsweise durch Opferkapital,²⁰ provoziert wie bei den meisten Kapitalien einen Streit um die Vorherrschaft, d.h. hier um das Opferkapital bzw. das größte Opfer. Im Streit um das Opferkapital gibt es allenfalls so etwas wie Regeln, es ist vielmehr ein wildes Terrain und dort geht es bekanntlich hemdsärmelig zu. Opferkapital lässt sich weder teilen noch verrechnen, ist es definitionsbedingt ebenso einzigartig wie ungeheuerlich. Die Herabsetzung konkurrierenden Opferkapitals gehört daher zu den Standardroutinen der parasitären Moralisierung. Da

19 Vgl. etwa den Eurozentrismus-Vorwurf gegen Marx (Hall 1996, 39).

20 Denn dieses Opferkapital ist vermittels seiner normativen Außerordentlichkeit prinzipiell inkompatibel und entzieht sich damit zugleich auch der wissenschaftstheoretischen Kritik. Kritik setzt Vergleichbarkeit voraus und die ist prinzipiell ausgeschlossen und dieser Ausschluss wird durch normatives Pathos affirmiert.

die normative Determination möglichen Wissens die wissenschaftliche Auseinandersetzung durch normative Konkurrenz und Bedeutsamkeit substituiert und das Opferkapital eine solche normative Determinante mit Handlungsanweisung liefert, verfügt Opferkapital über einen vergleichsweise hohen akademischen Tauschwert. Denn die normative Bedeutsamkeit avanciert zum quasi gleichberechtigten Rechtsgrund für den Geltungsanspruch wissenschaftlicher Aussagen. Insofern gilt die größte Aufmerksamkeit dem Opferkapital: je mehr Opferkapital akkumuliert werden kann, je singulärer das Opfer selbst dargestellt zu werden vermag, umso mehr Geltung kann man – wenigstens in dieser Logik – beanspruchen. Der zutiefst religiöse Kern dieser Begründung von Geltung ist offenkundig und nebenbei bemerkt hat sich bereits Heine über solche religiösen Subtexte lustig gemacht.

Die Logik des Opferkapitals gehorcht dabei einer elementar ökonomischen Rationalität und entfaltet alle erwartbaren Logiken der Expropriation, bei deren Erklärung man von Begriffen des Marketings nach Kräften Gebrauch zu machen vermag. Die Debatte um die Einzigartigkeit des Opferstatus und damit die verfügbare Höhe des Opferkapitals, die etwa in der Debatte um die Vergleichbarkeit von Antisemitismus und Kolonialismus aufstößt, ist so schlicht der Versuch, ein Alleinstellungsmerkmal und damit das mit Abstand und vor allem von allen anderen denkbaren und wirklichen Opfern grundsätzlich uneinholbar größte Opferkapital für sich zu reklamieren. Das Interesse an dem Alleinstellungsmerkmal und einem Monopol auf dem Markt der Opferkapitalien hängt damit zusammen, dass angenommen wird, dieses Monopol lasse sich in ein epistemologisches Monopol konvertieren, sodass das Opferkapital geradezu zwangsläufig akademische Rendite abwirft. Insofern ist – hat man doch nicht viel mehr als die Exploitation des Opferkapitals – der Streit zwischen den unterschiedlichen historischen Opfergruppen vorherbestimmt. Der strukturelle Antisemitismus, der den Postcolonial Studies zweifellos zu Recht vorgeworfen wird, ist daher nichts Anderes als folgerichtig: Es handelt sich um den Versuch, das reklamierte Opferkapital möglichst effektiv zu nutzen, und das funktioniert nur bei einer unangefochtenen Alleinstellung. Bei den Postcolonial Studies und ihrer Schwundform, der Cancel Culture, handelt es sich um klassische Mechanismen von kapitalinduzierter Expropriation, nun allerdings auf der Basis von Opferkapital.

Der gelegentlich laut vorgetragenen Kapitalismuskritik liegt insofern ein geradezu ironisches Selbstmissverständnis zugrunde: Die empörte Klage gegen eine kapitalgesteuerte Ökonomie ist getrieben von einem vehementen Interesse an der möglichst effizienten Verwertung des eigenen Kapitals. Systematisch liegt so ein gedoppeltes Ausbeutungsverhältnis vor, nämlich die Ausbeutung der Opfer durch ihre Kapitalisierung und die ungefragte Aneignung des so gewonnenen Kapitals sowie die epistemologische Ausbeutung durch die Ausnutzung fremder Normen für die Geltungsansprüche eigener Diskurse. Beides ist wenig appetitlich und in hohem Maße egozentrisch, also so, wie gute Kapitalisten agieren.

Postkoloniale Konzepte altern dabei paradigmatisch vergleichsweise schnell: da es sich um normenregulierte Hermeneutiken handelt, sind die jeweiligen Sinnzuschreibungen und die korrespondierenden Normenkonzepte stets singular und das bedeutet, sie können nur geteilt oder verworfen werden. Sobald die Sinnzuschreibungen jedoch verworfen und die normativen Implikationen nicht mehr akzeptiert werden, ist das Konzept selbst erledigt. Da Moralen mit dem arbeiten, was Hegel eine abstrakte Negation nennt, sind prinzipiell nur zwei Zustände denkbar. Dabei ist diese Negation nicht nur abstrakt, sondern vor allem tot, nämlich statisch und undynamisch im Gegensatz zu jener von Hegel beschworenen Dialektik. Moral mit ihren Binäroptionen stellt daher eine erschreckend einfache Form der Reflexion dar, ja streng genommen kann noch nicht einmal von so etwas wie reflexiver Moral die Rede sein: Es reicht eine schlichte Wertsetzung und schon kann der Vernichtungsfeldzug beginnen. In diesem Sinne sind nur äußerst begrenzte epistemologische Entwicklungen denkbar. Die moralisierte Theoriebildung tendiert daher zur Setzung und d.h., sie bleibt notwendig statisch.

5. Die normative Präformation und Monopolisierung der Kritik

Die normativen Dichotomien organisieren Kritik entlang einem vorher festgelegten Binärschema. Dabei ist Kritik qua abstrakter Negation dem Schema immer schon eingeschrieben: Das normativ Exkludierte ist auch ein prädestinierter Gegenstand der Kritik. Der parasitäre Moralismus kann daher gar nicht anders als kritisch sein, da doch die Ausschließungsoperation zu seinen grundlegenden Handlungen, wenn nicht gar zu ihren einzigen Handlungsoptionen gehört. Zugleich gibt es eine charakteristische Limitierung von Kritik, denn Kritik kann aus dem Binärschema nicht heraustreten. Das aber heißt, dass eine epistemologische Kritik, ist sie doch nicht durch die normative Setzung gedeckt, prinzipiell undenkbar ist.

Moralisierende Kritik ist zwangsläufig substantiell, es ist die Kritik konkurrierender Normen. Ethisch entspricht eine solche Vorgehensweise allenfalls noch der Frühmoderne,²¹ d.h., die Diskussion konkurrierender Normenansprüche ist spätestens seit Kant obsolet. Danach operiert kein ernsthaftes ethisches Modell mehr mit konkreten Wertmustern, sondern mit Verfahren. Die Moralisierung von Theorien katapultiert diese zwangsläufig auf das theoretische Niveau der Frühmoderne zurück. Die epistemologische Diskussion verabschiedet sich so von moralisierender Kritik, allenfalls noch als Störfaktor mag sie ankommen.

21 Argumentiert wird ungefähr auf dem Niveau der ethischen Überlegungen John Lockes.

Moralisierende Kritik ist nicht nur durch die moralische Setzung selbst limitiert, sie wird zugleich als ein Herrschaftswissen gehandhabt, zu dem der Zugang streng reglementiert ist. Kritik wird – und das ist integraler Teil der normativen Strategie – so systematisch monopolisiert, indem sie an Repräsentationslogiken²² gebunden wird. Das entspringt einer geradezu klassischen Kapitallogik: Die normative Opposition – etwa die von Kolonialisierung und Dekolonialisierung – wird an Eigentumsrechte gebunden, d.h., sie bleiben – je nach der Binäropposition, um die es im Einzelfall geht, – bestimmten Ethnien, Rassen, Klassen, Völkern oder Geschlechtern vorbehalten. Es geht also schlicht um einen Streit um normative Ressourcen: Die Betroffenheitseliten wehren sich gegen die Expropriation ihres Opferkapitals durch die parasitären Moralisten. Sämtliche Sprechverbote und Reflexionsverbote gehorchen einer solchen Logik: Es geht um die Monopolisierung von Normen und die Dominierung von Diskursen.

6. Die Logik der parasitären Moral

Nachdem Medien sich sukzessive zu Elementen einer gesellschaftlichen Infrastruktur entwickelt haben, finden sich normativ ausgerichtete Diskursanalysen sowie die Lektüreroutinen normativer Hermeneutiken und damit der kritisch interpretierende Impuls gleich welcher Ausrichtung gleichsam systematisch marginalisiert: Kritik, die an der Zeit ist, ist daher zwangsläufig epistemologische Kritik an medialen Infrastrukturen. Das aber bedeutet, dass alle moralisierende Kritik keinen schlechteren historischen Zeitpunkt hätte erwischen können, ist sie doch grundlegend anachronistisch.

Die normativen Hermeneutiken, gleich ob sie kritischer oder postkolonialer Provenienz sind, haben zwar immer Recht, sie sehen sich jedoch zunehmend marginalisiert, weil sie an die Probleme medialer Formen nicht heranreichen. Hinzu kommt, dass der Horizont normativer Hermeneutiken und Diskursanalysen durch die leitende Binäropposition systematisch verengt ist: medienästhetische, medientechnische oder aber medienhistorische Fragestellungen sind aus dieser Perspektive gar nicht erst modellierbar. Der Normativität ist die Hermetik und die Limitiertheit des interpretatorischen Verweisungszusammenhangs eingeschrieben und aus dieser konstitutiven Hermetik kann man sich auch durch die Forcierung des normativen Anspruchs nicht freistrampeln. Der normativen Analyse gelingt es daher nicht, sich aus den binären Verweisungszusammenhängen zu befreien und d.h., dass McLuhans Konzentration auf die Form der Medien erneut einzufordern ist. Es geht um eine Kritik der Form als medialer Form, die grundlegend über das Beklagen irgendwelcher Biases, die moralisch inkriminiert werden können, hi-

22 Vgl. den ‚Fall‘ Dana Schutz in Rauterberg (2018, S. 23 ff.).

nausgeht. Es stehen daher Fragen an, die die Logiken des Medialen ohne vorausseilende moralisierende Kurzschlüsse auf die des Sozialen oder Ästhetischen abzubilden versuchen und dabei ein Terrain für epistemologische Überlegungen eröffnen.

Ohnehin schließen sich Normativität und epistemologische Arbeit, sofern es nicht darum geht, strukturelle Biases nachzuweisen, tendenziell aus. Normativ überdeterminierte Epistemologien sind so bestenfalls noch Epistemologien zweiter Hand. Und für diese Epistemologien zweiter Hand gilt, dass es bei ihnen ausschließlich um Passung und Anschlussfähigkeit geht. Eine Subversion der konstitutiven normativen Setzung durch epistemologische Reflexion ist konstruktionsbedingt ausgeschlossen. Die Unterwerfung epistemologischer Arbeit unter einen normativen Imperativ ist fatal, zwingt sie doch die parasitäre Epistemologie nicht nur in die strukturelle Limitiertheit von Binäroptionen, sondern sie beschneidet zugleich ihre mögliche Dynamik und Wirksamkeit.

Die wenigen epistemologischen Versuche sind auch durch rigide Selektivität und eine charakteristische Laxheit in Bezug auf Konsistenzforderungen gekennzeichnet. Das moralische Vorurteil sucht sich so ein Sammelsurium von epistemologischen Versatzstücken insbesondere des Poststrukturalismus zusammen, die dem normativen Imperativ quasi angegliedert werden. Eine Kritik der nomadisierenden Normativität wird so zuverlässig vereitelt. Damit wird zugleich jeder Diskurs verweigert, geht es doch nicht mehr um Argumentation, sondern um Anerkennung eines moralischen Vorurteils. So kennt die normativ echauffierte Epistemologie Viveiros de Castros (Viveiros de Castro 2019) nur zwei prinzipielle Verhaltenszustände: nämlich normative Unterwerfung oder abstrakte Negation und die befindet sich im Zweifel immer auf der falschen Seite und wird insofern geächtet.

Die normative Überdetermination von theoretischen Kohärenzen fungiert auch hier als argumentative Entlastung: Eigentlich müssen sich Epistemologien entweder am Material beweisen oder aber sie müssen ihre gesteigerte Erklärungsleistung demonstrieren. De Castro fühlt sich berechtigt, beides zu unterlassen, weil er die beanspruchte normative Geltung umstandslos auf die von ihm imaginierte Patchwork-Epistemologie transferiert und so das Opferkapital in epistemologische Geltung zu konvertieren sucht. Bei dem epistemologischen Material, an dem sich die parasitäre Epistemologie bedient, handelt es sich vor allem um die negativen Epistemologien des Poststrukturalismus. Die sind hinreichend dispers und fragmentiert, um sowohl die normative Unterordnung als auch die wilde Kombinatorik qua binärer Kettenbildung zuzulassen.

Dabei geht es zunächst einmal um Differenzproduktion im politischen Raum und im akademischen Markt. Die Logiken, die dabei Verwendung finden, bedienen sich des üblichen medialen Repertoires, allerdings versuchen sie, die mediale Aufmerksamkeitsökonomie durch eine zusätzliche normative Aufladung zu verstärken. Dazu passt auch das heroische Narrativ des Aktivismus. Dabei sind die Interventionen vor allem ökonomisch interessant. Es geht um die einigermaßen rabiate Durchsetzung von Partikular-

interessen, die vor den Universalisierungsansprüchen der Aufklärung nur wenig Gnade gefunden hätten.

Solchem rabiaten Partikularismus und epistemologischen Kahlschlag der Postcolonial Studies gilt es mittels nicht minder rigider epistemologischer Kritik und d. h. ziemlich prosaischer theoretischer Arbeit zu widerstehen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1966): *Negative Dialektik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (1969): Kritik. In: Derselbe: *Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft*. 3. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 10-19.
- Eco, Umberto (1964): *Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Hall, Stuart (1985): Signification, Representation, Ideology: Althusser and the Post-Structuralist Debates. *Critical Studies in Mass Communication*, 2(2), S. 91-114.
- Hall, Stuart (1996): Introduction. Who Needs 'Identity'? In: Hall, Stuart & Du Gay, Paul (Eds.): *Questions of Cultural Identity*. Thousand Oaks: Sage, S. 1-17.
- Hall, Stuart (2000): Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies. In: derselbe: *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3*. Hamburg: Argument Verlag, S. 34-51.
- Horkheimer, Max (1937a): Traditionelle und kritische Theorie. In: derselbe: *Traditionelle und kritische Theorie. Vier Aufsätze*. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 12-56.
- Horkheimer, Max (1937b): Nachtrag. In: derselbe: *Traditionelle und kritische Theorie. Vier Aufsätze*. Frankfurt a. M.: Fischer, S. 57-64.
- Horkheimer, Max & Adorno, Theodor W. (1969 [1944]): *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Kant, Immanuel (1781): *Kritik der reinen Vernunft. Werke in sechs Bänden*. Hrsg. v. W. Weischädel Bd. II, Wiesbaden: Insel Verlag 1956.
- Kant, Immanuel (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? *Berlinische Monatsschrift*, Bd. 4, S. 481-494.
- Kellner, Douglas (1995): *Media culture: cultural studies, identity and politics between the modern and the postmodern*. London / New York: Routledge.
- Marcuse, Herbert (1972): *Konterrevolution und Revolte*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Marx, Karl (1969 [1845]): Die Deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. In: Marx, Karl & Engels, Friedrich: *Werke, Band 3*. Berlin/DDR: Dietz Verlag, S. 5-530.

- Rauterberg, Hanno (2018): *Wie frei ist die Kunst? Der neue Kulturkampf und die Krise des Liberalismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Sloterdijk, Peter (2015): *Die schrecklichen Kinder der Neuzeit. Über das anti-genealogische Experiment der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Viveiros de Castro, Eduardo (2019): *Kannibalische Metaphysiken*. Leipzig: Merve.